



Achim Koch: Das neue Manifest

Originalausgabe

© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2017

www.schruf-stipetic.de

© Achim Koch 2011

Covergestaltung © JBC

Verwendetes Photo: Ikaika / Pixabay

ISBN: 978-3-944359-30-4

Die Kapitel einleitenden Zitate in der Reihenfolge ihrer Verwendung:

Der Sturm, Shakespeare, übersetzt von Friedrich Schlegel

Louis Pasteur, aus der Antrittsrede als Dekan bei der Eröffnung der Faculté des Sciences in Lille am 7. Dezember 1854, deutsche Übersetzung anonym

Glaube an die Welt, Theodor Fontane

Nachtlied, Joseph von Eichendorff

Curiosités estétiques, Charles Baudelaire, Zitat übersetzt von Achim Koch

Faust II, Johann Wolfgang von Goethe

Maler Nolten, Eduard Möricke

Parmenides, Platon, übersetzt von Franz Susemihl

Vervielfältigung und gewerbliche Nutzung nur nach ausdrücklicher Genehmigung der Schruf & Stipetic GbR

Achim Koch

Das
neue
Manifest

SCHRUF & STIPETIC

Ich habe mich trotz aller Absprachen dazu entschlossen, diesen Bericht zu veröffentlichen, denn mir ist klar geworden, dass keine Vereinbarung der Welt Vertrauen oder Sicherheit bedeuten kann.

Dies kleine Leben umfasst ein Schlaf

All die letzten Jahre hatte ich mit einem schwarzen Loch in meiner Vergangenheit gelebt. Manchmal wusste ich nicht einmal mehr, um welche Zeitspanne in meinem Leben es sich eigentlich handelte. Über Jahre hin hatte ich keinen richtigen Zugriff mehr auf meine Erinnerungen. Als hätte man alle Daten auf einer Festplatte unwiederbringlich zerstört.

Zugleich wusste ich, dass noch irgendwo Sicherungskopien lagern mussten. Eine dieser Kopien lag in mir verborgen.

Zwei Tage vor meinem falschen Geburtstag kam unerwartet alles in Gang.

Es war am 4. Mai 2002. Wir hatten viele Monate lang hart gearbeitet. Im Frühling und im Herbst fallen die meisten Arbeiten an. Im Frühling wollen die Kunden alles für den Sommer vorbereitet haben. Gartentische und Bänke müssen gereinigt und aufgestellt werden. Zäune sind zu streichen. In den Gärten wird gesät und gepflanzt. In den Häusern hatten wir es nur mit Gardinen und Tapeten zu tun. Niemals im Jahr fallen so viele Malerarbeiten an wie in diesen Wochen.

Im Mai war wie üblich fast alles beendet. Ich schrieb meine Rechnungen. Jeden Abend saß ich am Computer. Meine kleine Büroecke hatte ich in unserem Wohnzimmer eingerichtet. Laptop, Drucker, alte Schachteln mit Disketten und CDs, Papier, Kartuschen, Ordner in den Regalen – alles in meiner kleinen Ecke.

Mein Notizbuch, in das ich alle ausgeführten Arbeiten, die Arbeitsstunden, das Material, die Namen und Adressen, die

Termine eintrug, lag vor mir. Ich war dabei, eine fünftägige Reinigungs- und Malerarbeit, die wir vor drei Wochen ausgeführt hatten, zu berechnen, die Steuern dazuzurechnen und auf einen Preis zu kommen, der dem Angebot entsprach. Conny schlief auf der Couch, die mitten in unserem großen Wohnraum stand. Der Ton des Fernsehers war leise eingestellt, ich hörte nur Fetzen. Oben aus dem Zimmer von Ruby tönte eine Mischung aus Hip Hop und Asian-Techno. Sie konnte sich mit ihren fast zehn Jahren noch nicht recht entscheiden, was sie eigentlich besser fand.

Plötzlich sprach der Reporter den Namen aus: Dr. Bal Oonka.

Ich sah vom Monitor hoch und über Conny hinweg zum Bildschirm des Fernsehgeräts. Der Reporter stand vor einem alten Haus, einem Mietshaus. Unwillkürlich kam mir ein Name in den Sinn: Feuerbachstraße. Eine alte Straße mit wogendem, glänzendem Kopfsteinpflaster, hohen, fast uneinnehmbaren Kantsteinen. Gleich daneben die dicken Stämme weit ausladender Bäume. Der breite Gehweg, den diese Bäume mit ihren dickledrigen Blättern säumten, war bedeckt mit toter Masse, sodass dort kein Grashalm wachsen wollte. Der Belag bestand aus kleinen grauen Kieseln, aus Asche und Bau-schutt von zerstörten Häusern.

Dies ist der letzte Aufenthaltsort Bal Oonkas gewesen, hörte ich die Stimme des Reporters. In diesem Haus ist er gestorben.

Ganz langsam stand ich auf und ging näher an die Couch heran. Conny schlief fest.

Das Haus, seit dem Krieg immer noch schwarz vom Brand anderer Häuser, war niemals renoviert worden. Die breite Durchfahrt zum Hinterhof. Dünne Fensterscheiben, beschlagen von der Feuchtigkeit in den Räumen. Bröckelnder Stuck.

Schnitt. Das Grab. Trostlos.

Schnitt. Der Grabstein, ganz schlicht, ohne Kreuz. 1925 -1999.

Kein Tag, kein Monat. Nur der Name und die Jahreszahlen.

Am 15. August hatte er Geburtstag. Das habe ich niemals vergessen.

Der Reporter strich mit der Hand über den Grabstein und sprach in die Kamera: Die Frau des Verstorbenen war schon vor langen Jahren ausgewandert.

Schnitt. Ein kleines Foto von der Familie. Die Köpfe dicht beieinander.

Woher hatten sie es bekommen? Es hatte früher auf seinem Schreibtisch gestanden.

Ich hörte wieder die Reporterstimme: Das gemeinsame Kind, eine Tochter, Kandake, hatte damals, zusammen mit der Mutter, das Land verlassen, den Vater aber immer wieder besucht. Seit vielen Jahren schon gilt sie als vermisst.

Schnitt. Ankunft der Familie, Vater, Mutter, Tochter. Flughafen. Das Empfangskomitee an der Gangway. Ein Blumenstrauß. Küsse für Bal Oonka. Lächelnde Menschen. Fotografen. Kinder mit weißen Hemden und blauen Halstüchern.

Wieder die Stimme: Als Dr. Bal Oonka 1972 aus den USA einreiste, wurde er mit großen Ehren begrüßt. Sein Kommen wurde von einer Propaganda begleitet, wie wir sie nur aus den Zeiten des Kalten Krieges kennen. Sein Tod jedoch wurde von niemandem erwähnt. Und auch nicht die Umstände, die zu diesem Tod geführt hatten. Wie und wodurch starb Bal Oonka?

Schnitt. Berlin. Sommer. Junge Menschen laufen an der Kamera vorbei. Skater, Inliner im Hintergrund.

Der Reporter steht vor einem Universitätsgebäude: Am Institut für Zeitgeschichte bestehen heute Zweifel daran, dass

Dr. Bal Oonka eines natürlichen Todes gestorben ist. Vielmehr verdichten sich die Hinweise, dass seine vermisste Tochter an seinem Tod beteiligt war.

Absurd!

Schnitt. Werbung.

Ich hatte mich nicht weiter bewegt, stand immer noch starr vor der Couch. Conny hielt die Fernbedienung locker in der vom Schlaf kraftlosen Hand. Ich beugte mich vor und drückte auf den roten Ausknopf. Rubys Musik war noch zu hören. So laut wie zuvor und doch ganz weit entfernt.

In meinem Kopf fand eine nicht zu unterbrechende Bewegung, ein Transport statt.

Ich sah mich plötzlich im Keller in der Feuerbachstraße. Durch eine Luke wurde Kohle von außen hereingeschüttet und glitt auf einer Holzrutsche auf den Boden. Ich habe nie gesehen, wer sie hineinwarf. Mein Vater ging mit dem Kohlenkasten in den Keller, griff die große Kohlenschaufel und schippte die Brocken in den Kasten. Er nahm den Holzgriff und trug den Kohlenkasten in die Wohnung, öffnete den Ofen und kippte laut Kohlen ins Feuer. Anschließend öffnete er die untere Ofenklappe, rüttelte am Ascherost, zog den Aschkasten heraus, trug ihn nach draußen und schüttete die Asche unten im Hinterhof um den einsamen Baum herum. Glutsteme stoben funkelnd auf wie Glühwürmchen und starben. Der Wind trug den leichten Aschestaub davon, und nur unverbrannte Stücke blieben liegen. Wenn es regnete, verflog die Asche nicht. Die ersten Tropfen verzischten noch, dann mischte sich der Regen mit der Asche zu einer schmierigen Masse.

Ich weckte Conny.

Schlaf nicht so lang. Es ist noch früh am Abend.

Conny rekelte sich, rollte geschickt von der Couch herunter, landete mit dem Rücken auf dem weichen Teppich und blickte mich etwas verstört an: Ist was mit Dir? Hab ich etwas falsch gemacht?

Lasst uns bitte essen, unterbrach ich.

Wir drei müssen nachher zusammen sprechen. Lasst uns also zu Abend essen, sagte ich.

Ein Familienrat? Planen wir wieder einen Urlaub?

Conny, bitte!

Wir saßen in der Küche. Ich hatte keinen Hunger und auch Conny und Ruby aßen kaum etwas. Beide waren sehr gespannt. Ruby hatte sich umgezogen und trug ein neues, weißes Hemd zu sauberen Jeans. Sie liebte Familienratsgespräche über alles und zog auch gern die anderen Mitglieder hinzu: Helena, unsere schneeweiße Katze, die tagsüber schlief, konnte dem Gespräch nichts abgewinnen. Claus, unser Mischlingshund, war wie immer nervös. Sein Blick ruhte nie. Familiengespräche mussten für Claus eine besondere Qual sein. Dennoch bestand Ruby auf seiner Anwesenheit.

Ich muss verreisen, begann ich leise das Gespräch.

Verreisen? Brauchst Du Urlaub?

Ruby sah streng zu Conny hinüber.

Ich muss etwas in Europa erledigen, fuhr ich fort. Und ich muss sehr bald abfahren.

Ruby zog sofort praktische Schlüsse: Wir werden hier gut zurechtkommen. Wir frühstücken zusammen. Ich gehe dann in die Schule. Con zur Arbeit. Ich versorge die Tiere und übernehme Abwasch und Wäsche. Con kauft ein, kocht und kümmert sich um den Müll. Ich mache oben sauber und Con unten. Wann willst Du fahren?

So schnell wie möglich.

Aber warum? fragte Conny.

Ich muss etwas erledigen, antwortete ich.

Aber was? Warum willst Du es uns nicht sagen?

Ihr werdet es ja erfahren, versuchte ich zu beruhigen. Nur jetzt kann ich es selbst noch nicht ganz verstehen. Später!

Später? Was heißt später? fragte Conny. Wie lange willst Du fortbleiben? Und wohin in Europa willst Du reisen?

Helena verabschiedete sich leise.

Vier Wochen. Schätze ich. Mehr nicht. Und ich muss nach Deutschland, erwiderte ich.

Nach Deutschland? rief Ruby überrascht. Nach Deutschland? Wie willst Du von hier nach Deutschland kommen und ...

Man könnte es zum Beispiel mit einem Flugzeug probieren, unterbrach Conny liebevoll.

Aber der nächste internationale Flughafen von hier liegt hinter der Grenze, widersprach Ruby.

Na und? meinte Conny. Warum nicht Quebec oder Halifax? Das könnte eine technisch versierte, moderne junge Frau schnell aus dem Computer erfahren.

Ruby sprang auf und verschwand im Wohnzimmer.

Du willst mir wirklich nicht mehr sagen? begann Conny wieder.

Ich schwieg lange.

Ich habe irgendwie das Gefühl, dass es so besser ist. Dass es so richtig ist. Kannst Du Dich darauf einlassen, Conny?

Auf Dein Gefühl? ... Gut, Win.

Also? fragte ich.

Conny nickte.

Und es gibt ja auch noch Telefon, Fax und E-Mail, versuchte ich zu beruhigen.

Claus kam in die Küche gestürmt und Ruby folgte: Du kannst morgen fliegen! Von Halifax. Über Kevkasik oder so ähnlich.

Keflavik, verbesserte ich. Das liegt auf Island. Wie teuer?

Nur 400 Dollar, Rückflug innerhalb von drei Monaten.

Können wir am Computer buchen?

Ist mit Deiner Kreditkarte in drei Minuten geschehen, antwortete Ruby und verschwand wieder.

Und Deine Rechnungen? fragte Conny.

Alle werden sich freuen, wenn sie ihre Rechnungen später bekommen, antwortete ich.

Noch am Abend packte ich eine kleine Reisetasche, legte zuerst alles auf unser Bett und sortierte dann aus. Ich wollte so wenig Gepäck wie möglich mitnehmen, weil ich nicht wusste, wie schwierig meine Reise werden würde. Außerdem musste es auch in Deutschland bald Sommer werden.

Nimm das Notebook mit, hörte ich Conny heraufrufen. Dann können wir uns mailen. Das ist sicherer als anzurufen. Schon allein wegen des Zeitunterschieds.

Kann man auch von Deutschland aus mailen? brüllte Ruby aus ihrem Zimmer.

Ja, nachdem sie dort vor Kurzem die Elektrizität eingeführt haben, gab Conny von unten zur Antwort.

Und wie ist der Zeitunterschied? wollte Ruby wissen.

Ich glaube, es sind sechs Stunden, sagte ich.

Früher oder später? fragte Ruby weiter.

Später! brüllte Conny. Bei denen da drüben ist es immer später als bei uns, verstehst Du? Während wir hier reden, zum Beispiel, schlafen die schon, verschlafen sozusagen alles.

Die ganze Nacht hindurch blieben wir Haut an Haut nebeneinander liegen.

Am nächsten Morgen brachen wir auf, nachdem Ruby sich sehr flüchtig verabschiedet hatte.

Sie kann es zurzeit nicht besser, entschuldigte Conny sie.

Ich ließ unseren Wagen vom Grundstück auf die Straße rollen und blieb noch einmal stehen, um auf das Haus zu blicken, auf die blühenden Bäume, den großen Rasen, der fast unser gesamtes Grundstück einnahm.

Was sind das für wehmütige Abschiedsblicke? fragte Conny vom Beifahrersitz.

Ich weiß nicht. Wir haben so viel dafür gearbeitet. Und wir haben uns damit unseren Traum erfüllt.

Es ist doch nur ein kurzer Abschied, Win. Wenn Du wieder hier bist, haben wir noch den ganzen Sommer vor uns.

Ich gab Gas. Wir nahmen den Grenzübergang von Vanceboro nach St. Croix auf der alten Nr. 6. Vor der Grenze nach New Brunswick spürte ich eine Unruhe. Doch schon wegen unseres Kennzeichens aus Maine ließ man uns schnell passieren. Auch hier in Kanada blühte alles. Die riesigen Laubbäume, deren Herbstfärbung die Touristen anzog, entfalteten wieder ihre hellgrünen Blätter.

Erst nachdem wir Chignecto Bay passiert und Nova Scotia erreicht hatten, sprach Conny wieder: Ich war noch nie in Europa. Kennst Du Europa?

Ich schwieg.

Und Deutschland. Im Ernst, Win, was man von da hört, klingt ja nicht gerade gut. Diese Überfälle auf alle, die nicht deutsch aussehen. Denen werden die Häuser angesteckt. Das hört sich nicht gut an.

Ich brummte zustimmend.

Im Ernst, Win. Sei vorsichtig. Leute wie wir müssen in solchen Ländern sehr vorsichtig sein. Kennst Du Deutschland?

Ich schwieg wieder, und Conny gab auf.

Erst nach langen Minuten sah ich zu Conny hinüber.

Du weißt, dass ich Dich über alles liebe, flüsterte ich fast. Connys Hand ergriff meine und ließ auch nicht los, wenn ich sie eigentlich brauchte, um vorschriftsmäßig zu fahren.

Am Flughafen von Halifax fanden wir keinen Parkplatz. Die Fahrer hinter uns hupten, und ich musste sofort einchecken. Es war kein richtiger Abschied. Conny rutschte vor das Lenkrad und war im nächsten Moment mit unserem Wagen zwischen unzähligen anderen Fahrzeugen verschollen. Ich raste zum Schalter der Fluggesellschaft, nahm mein Ticket entgegen, lief weiter, gab meine Tasche auf, erhielt die Bordkarte und stellte mich bei der Passkontrolle an. Und seit langem wieder diese Unruhe.

Pass und Bordkarte, bitte.

Ich schob dem Beamten beides hin.

Sie fliegen nach Hamburg? fragte er mit unbewegtem Gesicht.

Nein, erwiderte ich. Wieso Hamburg?

Weil Sie ein Ticket nach Hamburg gebucht haben, sagte der Mann in einem Tonfall, als wäre ich krank. Und erst in diesem Augenblick begriff ich, dass Ruby, ohne mich zu fragen, einen Flug nach Hamburg gewählt hatte. Natürlich, irgendwo in Deutschland musste ich ja landen. Aber seit dem Bericht im Fernsehen hatte ich überhaupt noch nicht wieder über Deutschland nachgedacht.

Ja, entschuldigen Sie, natürlich nach Hamburg. Über Keflavik.

Der Beamte nahm meinen Pass und sah mir ins Gesicht, wie es sich wohl sonst niemand getraut hätte, der mich nicht

sehr gut kannte. Und ohne eine Miene zu verziehen, sagte er: Da stimmt etwas nicht. Sind Sie wirklich Win Silverstein?

Sofort bemerkte ich eine Schwäche in den Knien.

Natürlich bin ich das, versuchte ich mit sicherer Stimme zu antworten.

Dann muss ich Ihnen sagen, dass Sie viel jünger aussehen als auf diesem fürchterlichen Foto, antwortete der Beamte grinsend, schob mir Pass und Bordkarte herüber und wandte sich der hinter mir stehenden Person zu. Einige Meter hinter der Kabine blieb ich stehen, um meine Fassung wiederzugewinnen. Erst als ich Neufundland unter mir sah, kam ich langsam wieder zu mir.

Warum, um Gottes Willen, bin ich losgeflogen? Warum? flüsterte ich vor mich hin. Und ich fand keine Antwort. Ich hatte keinen Plan. Was hatte mich nur bewogen, diese schnelle Entscheidung zu treffen?

Möchten Sie nach Reykjavik reinfahren oder mit einem anderen Bus zur Blauen Lagune? fragte mich eine Stewardess. Ich verstand nicht, was sie von mir wollte, bis sie mir ausführlich erklärte, bei diesem Flug sei immer ein mehrstündiger Aufenthalt auf Island vorgesehen. Also könne ich mich entscheiden, was ich in dieser Zeit unternehmen wolle.

Wie ist das Wetter auf Island? fragte ich und als ich erfuhr, es sei kalt und regnerisch, aber die Blaue Lagune werde aus thermischen Quellen gespeist, entschied ich mich für diese Lösung.

Ruby hatte mir wirklich einen außergewöhnlichen Flug gebucht.

Nach der Landung wurde unsere kleine Gruppe zu einem Bus geleitet und durch die unwirkliche, baumlose Landschaft

Islands zu einem Ort gefahren, der von Weitem aussah wie eine Chemiefabrik mit langen, glänzenden Aluminiumrohren, aus denen dicke Schwaden von Dampf herauspafften. Erst in der Nähe erkannte ich die Lagune, von der verdampftes Wasser aufstieg. Sie sah aus wie ein kleiner, natürlicher See mit verkrusteten Inseln. Ich lieh mir Badezeug, zog mich um und lief durch die feuchte Kälte und die dichten Dampfschwaden an den Rand des Sees, versank langsam immer tiefer in dem grün-blauen, heißen Wasser, streifte mit den Füßen über Muschelreste und stieß gegen Salzbrocken. Als mein Körper aufgeheizt war, blieb ich an einem tiefen Punkt des Sees regungslos stehen, sog den schwefligen Geruch des mineralhaltigen Wassers ein und genoss mit geschlossenen Augen die wohlige Wärme. Die Kälte der Luft, die ich auf meiner Gesichtshaut spürte, störte mich nicht. Mein Körper wurde so sehr aufgeheizt, dass auch mein Kopf bald glühte.

Einfach irre, dass es so etwas gibt! hörte ich eine junge Frau auf Deutsch rufen.

Hatte sie mich angesprochen?

Andererseits, sagte ich mir, würde mich doch niemand auf Deutsch ansprechen, ohne zu wissen, ob ich die Sprache verstand.

Und erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich zum ersten Mal wieder einen Menschen hörte, der sich auf Deutsch unterhielt.

Ich öffnete die Augen und sah die Frau, die die Blaue Lagune so irre fand. Sie trieb, nicht weit von mir entfernt, in Nebelwolken, die sich zuzogen und wieder lichteten. Sie hatte die Haare hochgesteckt. Der Kopf bewegte sich auf dem Wasser wie eine Boje.

Ja, es ist wirklich toll hier drin, rief ich zu ihr hinüber.

Mein erster Satz.

Sie sah mich erstaunt an, als hätte ich etwas Falsches gesagt.
Ah, Sie sprechen Deutsch? fragte sie lächelnd.

Ja, natürlich, antwortete ich. Warum? Überrascht Sie das?
Sie war plötzlich sehr verunsichert, fast eingeschüchtert:
Weil ... na ja ... Sie sehen nicht so aus ...

Was jetzt geschehen war, kannte ich schon. Es verlieh mir
die allergrößte Sicherheit.

Und wie sehe ich aus? fragte ich sehr freundlich, aber auch
sehr scharf.

Sie? Eher ... amerikanisch, würde ich sagen.

Das Gespräch brach ab. Mein erstes Gespräch in deut-
scher Sprache. Es war ganz einfach. Nichts war verschüttet.
Ich konnte nach all den Jahren immer noch Deutsch spre-
chen, als wäre es meine Muttersprache.

Muttersprache. Die Sprache meiner Mutter. Und Conny
wusste nichts davon. Und Ruby auch nicht.

Kennst Du Deutschland?

So direkt hatte Conny gefragt.

Ich spreche fließend Deutsch, Conny. Verstehst Du? Jeder
in Deutschland wird mich für eine Deutsche halten.

In den zehn Jahren unserer Liebe hast Du mir niemals et-
was davon erzählt, Win.

Es war doch in diesen zehn Jahren auch niemals wichtig
für uns, Conny.

Win, ich habe Dir so viele wichtige und unwichtige Dinge
aus meinem Leben erzählt, von Streitigkeiten mit meinen Ge-
schwistern, von meiner Schulzeit, von meinen kleinen Unfäl-
len. Und ich spreche nur meine Sprache. Wäre es nicht einen
Satz wert gewesen zu erwähnen, dass Du eine andere Sprache

fließend sprichst? Und dass Du ein anderes Land, dass Du Deutschland kennst? Warum weiß ich das nicht? Wann warst Du dort und wie lange, Win?

Verstehst Du nicht, Conny. Für unser Leben ist das nicht wichtig.

Aber ich möchte mit Dir gemeinsam entscheiden, was für unser gemeinsames Leben wichtig ist, Win. Und auch was wichtig ist, aus der Vergangenheit zu wissen.

Schnallen Sie sich bitte an? schreckte mich die Stewardess auf.

Wir starteten wieder, um nun direkt nach Hamburg zu fliegen.

Hamburg. Ich hatte dort nie gewohnt, kannte niemanden. Zeh war in Hamburg aufgewachsen. Und Eva. Sie hatten sich in der Schule ineinander verliebt und dann in Göttingen studiert.

Die historische Notwendigkeit der Diktatur des Proletariats.

Zeh leitete die Gespräche. Er war organisiert. So nannten wir das damals. Er war Mitglied. Wir anderen befanden uns im Sympathisantenstatus. Jeden Dienstag und Donnerstag trafen wir uns abends in seinem Studentenzimmer. Eva wohnte mit ihm in der kleinen Altbauwohnung. Später hatte auch ich dort ein Bett. Große Holzbretter auf gelb angemalten, geklauten Backsteinen. Bücher, unendlich viele Bücher. Mathematik, Philosophie, Geschichte, Elektronik. Auf Deutsch, Englisch, Spanisch, Italienisch. Wir saßen auf Sperrmüllsesseln, über die breite Patchworkdecken, groß wie Teppiche, gebreitet waren. Der Tisch bestand aus einem Altbaufenster auf niedrigen Arbeitsböcken. Wir tranken Unmengen Tee. Die Chips hatte jemand bei Aldi eingekauft.

Eva. Eva Rubin. Die rote Eva. Sie war unglaublich fleißig. Sozialpädagogik. Sie hatte mehr für ihr Studium gearbeitet als

jede andere. Und sie bewunderte Zeh. Deswegen nahm sie auch an all den Gesprächen teil, obwohl sie schon organisiert war.

Die Stewardess bot Pute oder Fisch an.

Könnte ich ein vegetarisches Essen bekommen?

Tut mir leid, das hätten Sie bei der Buchung angeben müssen. Ich versuche, Ihnen später etwas zusammenzustellen.

Vor VW sagt morgens ein Kollege zu Euch, der Sozialismus wäre ja 'ne gute Sache, aber in den nächsten hundert Jahren nicht zu schaffen. Die Macht des Kapitals ist noch zu groß. Was ist an dieser Meinung richtig und was ist daran falsch?

Wir mussten pünktlich zu den Schulungsstunden erscheinen. Rauchen war verboten. Reihum wurde mitgeschrieben. Eine Leninbüste im Regal, ein Foto von Stalin, Bilder von Mao, Enver Hodscha und Kim Il Sung. Wenn ich protokollierte, konnte ich kaum mitdiskutieren. Ich lernte ganze Sätze auswendig: Das ökonomische Grundgesetz des Sozialismus besteht zur Sicherung maximaler Befriedigung der ständig wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnisse der gesamten Gesellschaft durch ununterbrochenes Wachstum und ununterbrochene Vervollkommnung der sozialistischen Produktion auf der Basis der höchsten Technik.

Die Stewardess brachte Getränke. Ich fragte nach der Uhrzeit.

Vierzehn Uhr in Hamburg.

In zwei Stunden würden wir landen.

Zeh war groß und schlank. Er hatte etwas Asketisches, trug die blonden, dünnen Haare kurz geschnitten, kämmte und rasierte sich regelmäßig. Wie Eva kleidete er sich unauffällig und ordentlich.

Massenlinie! Du musst nicht nur aussehen wie ein Arbeiter, Du musst auch so sprechen wie sie, in ihrem Wohngebiet leben, Mitglied in ihren Vereinen sein, in ihre Kneipen gehen und dort einkaufen, wo sie einkaufen.

Bei Zeh sah es allerdings nicht so aus wie in den Wohnküchen vieler Arbeiter.

Man hängt immer noch an seinem kleinbürgerlichen Lebensstil, erklärte er uns. Das wird sich langsam ändern. Die Umerziehung ist eine langfristige Aufgabe, die uns nur gelingt, wenn wir dauerhaft auf die Massenlinie achten und die Prinzipien von Kritik und Selbstkritik konkret und schöpferisch anwenden.

Konkret und schöpferisch.

Früh morgens verteilten wir Flugblätter vor den Betrieben, und auf langen Sitzungen bis spät in die Nacht hinein diskutierten wir darüber, wie mit den Arbeitern eine kampffähige Partei aufgebaut werden kann. Und heute? Sind sie Beamte geworden? Mit eigenem Häuschen und den alten linken Büchern versteckt in Umzugskartons? Zeh und Eva hatten vor Jahren eine Tochter bekommen.

Eine Durchsage des Piloten. Das Wetter in Hamburg: Sonne, 22 Grad, leichter Wind.

Rumpelnd wurde das Fahrwerk ausgefahren. Ich erkannte kleine Häuser, Gärten, glitzernde Teiche, kleine Gewächshäuser, dann Autos und Menschen. Ich zog meinen Sicherheitsgurt noch fester. Sanft landete das Flugzeug auf der Rollbahn. Klappen auf den Tragflächen richteten sich auf. Ich spürte den Gegenschub und die Bremsung.

Willkommen in Hamburg-Fuhlsbüttel. Bitte, bleiben Sie angeschnallt auf ihren Sitzen ...

Dann standen alle auf. Keiner konnte sich bewegen. Plötzlich sah man sich an, roch den anderen. Alkohol, Nikotin, Parfüm. Jeder wollte nur raus. Die Stewardessen verabschiedeten sich an der Ausgangstür.

Flughafen Hamburg. Wieder in Deutschland.

Wir konnten durch den Finger direkt in das Flughafengebäude gehen.

Passkontrolle. EU-Bürger rechts. Die anderen links. Nach links.

Jetzt kann ich nicht mehr zurück.

Ein junger Beamter mit Ohrring und kurz geschnittenem, blondem Haar blätterte umständlich in meinem Pass. Seine Kabine war so konstruiert, dass man nicht auf seinen Arbeitstisch blicken konnte.

So sehen sie immer aus. Bestimmt legt er jetzt meinen Pass auf eine Kopiererscheibe.

Warten.

Mit einem lauten Knall drückte er plötzlich den Stempel in meinen Pass, als hätte er eine wahre Freude an dem Geräusch. Er lächelte und schob mir den Pass wieder zu. Ohne zu zögern griff ich ihn und wandte mich dem schmalen Ausgang zu.

Entschuldigen Sie, hörte ich den Beamten hinter mir rufen.

Mir wurde elend. Ich war wie gelähmt und drehte mich ganz langsam um. Der Mann lächelte immer noch.

Happy birthday, Frau Silverstein!

Tränen schossen mir in die Augen. Alles um mich herum verschwamm.



Der Zufall trifft nur einen vorbereiteten Geist.

Als ich mit meinem Gepäck den Zoll passiert hatte, wusste ich nicht mehr weiter.

Zurück, dachte ich.

Eine Menschentraube erwartete Ankommende. Man rief, fiel sich um den Hals, schenkte sich Blumen oder begrüßte sich nur stumm. Natürlich war ich nicht die Einzige, auf die niemand wartete. Trotzdem empfand ich ein Gefühl von Traurigkeit.

Die Anspannung löste sich langsam. Geschäftigkeit half. Ich musste Geld wechseln und ich ließ mir ein Telefonbuch geben.

Ich suchte Rubin, Eva.

Sie war aus Hamburg.

Rubex. Rubick. Rubien? Sie schrieb sich ohne das e. Rubin-A, Rubin-Hans, Rubin-Theodor. Rubin Conrad. Eva stand nicht im Telefonbuch. Warum sollten sie auch nach Hamburg zurückgezogen sein?

Ich nahm mein Gepäck.

Wie hieß Zeh? Eigentlich Zehzeh. Abkürzungen für Vor- und Nachnamen. Beides mit C am Anfang. Cehceh. Claus hieß er. Und das zweite C? Conrad! Claus Conrad – C.C. ... Rubin Conrad! Ein Doppelname vielleicht. Sie wohnen vielleicht doch wieder in Hamburg.

Ich rannte zurück.

Rubin-Conrad, tatsächlich mit einem Bindestrich, kaum zu erkennen. Rubin Bindestrich Conrad. Hochallee. Telefonnummer. Sie wohnen in Hamburg. Ich bin fast sicher. Und jetzt? Was jetzt? Soll ich anrufen?

Mein Name ist Win Silverstein. Ich bin gerade in Hamburg angekommen und würde gern auf einen kurzen Besuch vorbeischauen.

Wie war Ihr Name?

Silverstein! Wer ist denn dort?

Sie sprechen mit dem Anschluss von Rubin-Conrad. Es tut mir leid, wir kennen keine Win Silverstein. Sind Sie sicher ...

Guten Tag, hier ist Kan!

Wer?

Kan ...

Aufgelegt.

Nein, ich sollte gar nicht erst telefonieren. Einfach hinfahren.

Durch eine Drehtür trat ich ins Freie, in warme Frühlingsluft. Zwei Männer standen direkt neben der Tür. Sie trugen schwarze Lederjacken und sprachen miteinander. Aber sie sahen auch zu mir. Beide um die fünfzig, etwas dick, gescheiteltes Haar, leicht ergraut. Sie sahen aus wie ... wie die immer ausgesehen hatten. Ich konnte mich irren, aber hatte ich die beiden nicht schon im Flughafengebäude gesehen, bei den Telefonen?

Taxi? sprach mich der eine an.

Ja, antwortete ich verwirrt. Zur Hochallee, bitte.

Taxifahrer. Sie stehen bei ihren Taxis und unterhalten sich, bis ein Fahrgast durch die Drehtür kommt. Ich befand mich offensichtlich am Rande der Hysterie. Die Angst, die Müdigkeit und die Unsicherheit, in die mich mein plötzlicher Entschluss getrieben hatte – ein gefährliches Gemisch.

Ich saß im Fond und hatte mein Gepäck neben mich gelegt. Der Taxifahrer blickte immer wieder in den Rückspiegel und versuchte meinen Blick einzufangen. Offensicht-

lich wollte er ein Gespräch beginnen. Aber ich wollte mir die Straßen, die Häuser und die Menschen ansehen, nachdenken und nicht sprechen.

Ist erst der zweite Tag mit diesem schönen Wetter, sagte er gegen die Windschutzscheibe und fixierte mich über den Spiegel. Er roch nach einem teuren Rasierwasser.

Hatten Sie einen guten Flug?

Ich nickte und tat so, als wäre ich durch meine Beobachtungen abgelenkt. Er lächelte.

Aus dem Süden? fragte er.

Nein, antwortete ich kurz. Aus dem Westen.

England? Oder weiter? Aus den USA? bohrte er.

Ein kurzes Ja von mir. Er musste doch merken, dass mir an einer Unterhaltung nicht gelegen war. Er setzte sich eine Sonnenbrille auf. Ray-Ban, schwarzes Gestell und fast schwarze Gläser. Teuer, modern und unpassend für sein Gesicht. Seine Augen waren verschwunden. Er sah jetzt aus wie ein gealterter Rockstar. Die silbernen Haarsträhnen überlappten sich am Hinterkopf.

Tolles Land, die USA. Bin schon mal dort gewesen. Nördlich von New York. Fly and drive. Pennsylvania, Massachusetts, Connecticut, Vermont, New Hampshire, Maine. Wo waren Sie?

Maine, antwortete ich.

Wunderschön! Wir waren eigentlich wegen der Leuchttürme dort. Meine Frau und ich, wir schwärmen nämlich für Leuchttürme. Wir haben Bildbände über Leuchttürme. Das glauben Sie nicht. Und Bilder natürlich. Richtige, gemalte Bilder, in Rahmen und so.

Wir mussten angekommen sein, denn er suchte schon nach dem Haus und war abgelenkt.

Ich nahm mein Geld heraus, sah durch die Scheiben die alte Straße hinab. Hinter kleinen Vorgärten standen alte weiße Villen, aber auch große helle Wohnhäuser im Stil der Gründerzeit. Die hohen Straßenbäume wurden gerade erst grün.

Das wär's, wandte er sich wieder an mich und drückte gleichzeitig auf irgendwelchen Knöpfen seines Taxametercomputers herum. Die Quittung wurde ausgedruckt. Ich rundete den Betrag auf, öffnete die Tür und verließ das Taxi, bevor er überhaupt seinen Gurt lösen konnte.

Es war ein weißes Eckhaus, in dem sich mehrere Wohnungen befinden mussten. Es wirkte sehr gepflegt und sah aus wie eine Festung. Solide.

Du meine Güte. So wohnen sie jetzt vielleicht.

Über eine kleine Freitreppe aus weißem Naturstein erreichte ich die massive Eingangstür. Dickes, geschliffenes Glas war in altes Eichenholz eingesetzt. Die Klingelreihe zeigte sieben Namen.

Der oberste Name: Rubin-Conrad.

Die Tür ließ sich aufdrücken.

Ich trat in einen hellen, weiten Hausflur. An den Wänden befanden sich geschliffene Spiegel und eingelassene Mosaike. Der Boden bestand aus Marmor, in dem sich alte Wandlampen spiegelten. In dem alten Fahrstuhl fand ich wieder die Namen. Ich musste in den dritten Stock. Sehr langsam bewegte sich der Fahrstuhl aufwärts.

Um Gottes Willen, Kanny. Das gibt es ja nicht. Nach ... meine Güte ... so vielen Jahren. Zeh, Du glaubst nicht, wer hier ist. Es ist Kanny.

Der Fahrstuhl bremste vorsichtig ab. Der Weg bis zur pechschwarzen Eingangstür war mit dickem Teppich ausgelegt. Wieder das Namensschild. Messing.

Klingeln. Warten.

Es dauerte einige Zeit, bis sich die Tür langsam öffnete. Eine Frau in einem schwarzen Hosenanzug stand vor mir und sah mich prüfend und abweisend an.

Sie wünschen bitte?

Hinter ihr musste sich eine riesige Wohnung befinden, denn schon der Flur hatte, soweit ich sehen konnte, die Größe einer normalen Familienwohnung.

Guten Tag. Ich würde gern Frau Rubin oder Herrn Conrad sprechen.

Das war wohl falsch gewesen, denn die Frau zog die Augenbrauen hoch: Tut mir leid. Aber Herr Dr. Conrad und Frau Rubin sind nicht zu sprechen.

Die Frau sprach das R nicht aus, sondern ersetzte es manchmal durch ein CH.

Ist denn einer der beiden zu Hause? fragte ich vorsichtig.

Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Wenn Sie sich bitte telefonisch anmelden würden.

Langsam schob sie die Tür vor ihrem Körper zu.

Aber wann kann ich denn einen der beiden erreichen?

Sie zog die Tür noch einmal einen Spalt weit auf.

Rufen Sie zwischen acht und neun Uhr abends an.

Etwas an mir schien die Frau daran zu hindern, die Tür sofort wieder zu schließen. Der zerknitterte Trenchcoat, in einer Hand die Reisetasche, in der anderen die schwarze Hülle mit dem Notebook. Zuletzt hatte ich mich im Flugzeug gekämmt und ein wenig geschminkt. Sicher sah ich müde, verloren und hilflos aus. Das half, denn immer noch stand die Tür einen Spalt weit offen.

In diesem Augenblick rief eine andere Frauenstimme: Louisa, wer ist denn da?

Das war nicht die Stimme von Eva.

Neben dem Kopf von Louisa erschien eine Hand und zog die Tür wieder auf. Ein Mädchen, vielleicht vierzehn Jahre alt, in einem weißen, bunt befleckten Kittel. Sie trug sehr kurz geschnittene, dunkle Haare und hatte kleine, fast schwarze Augen. Alles war klein an ihr: Der Mund, die Nase, die Augenbrauen, das Gesicht, klein und zart und ernst – oder traurig?

Wer sind Sie?

Die Stimme klang fast scharf und passte nicht zu dem Gesicht.

Ich heiÙe Kan, antwortete ich. Ich bin eine Freundin von Frau Rubin und Herrn Conrad und wollte sie besuchen.

Beide musterten mich, ohne ein Gefühl zu verraten. Und wahrscheinlich deshalb löste sich bei mir dieser unglaublich alberne Satz: Ich habe heute Geburtstag.

Zuerst hellte sich das Gesicht von Louisa auf. Schnell senkte sie den Blick.

Plötzlich streckte das Mädchen mir die Hand entgegen: Dann wollen wir das feiern.

Sie zog mich in die Wohnung, nahm mir den Mantel ab, zeigte mir Stühle, auf die ich mein Gepäck legen konnte, und forderte mich auf, ihr und Louisa durch den dunklen Flur zu folgen. Wir gingen vorbei an geschlossenen und offenen Türen, Schränken, Glastüren, einer Treppe, Möbeln und um eine Ecke herum in noch mehr Flur.

Die Küche war groß genug, um die Gäste eines mittleren Restaurants zu versorgen. Sie war eindeutig die Domäne von Louisa, die Türen öffnete und Dinge herausnahm, ohne hinzublicken.

Einen Kaffee vielleicht? fragte das Mädchen. Immer noch stand ich hilflos herum.

Ja, Kaffee wäre jetzt gut.

Was für einen Kaffee, fragte Louisa. Ich zog die Schultern hoch.

Mit Koffein? fragte das Mädchen und ich nickte.

Bohnenkaffee, Cappuccino, Espresso oder vielleicht kalten Kaffee?

Es war mir wirklich egal.

O.K., Louisa, sagte das Mädchen wieder, einen doppelten Espresso und ein wenig Gebäck. Wir bleiben hier bei Dir in der Küche.

Sie zog mich vor ein Fenster, an dem ein grober, sicher sehr teurer alter Holztisch stand. Sie drückte mich auf einen der Stühle, zog ihren fleckigen Kittel aus und setzte sich mir gegenüber. Stumm und regungslos, aber neugierig blickte sie in meine Augen. Mit einem Mal schoss ihre Hand wieder hervor und ergriff meine: Sarah. Ich heiße Sarah Conrad. Und Du bist Kanny! Hast heute Geburtstag. Das muss ja auch so sein bei einer, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt oder?

Sie sah mich immer noch starr an. Ihre Stimme war sanfter geworden. Sie stand wieder auf, kam um den Tisch herum und legte von hinten ihre Wangen an meine Haare, streichelte dann mit beiden Händen über meinen Kopf.

Solche Haare, sagte sie. Mami hat mir früher immer Geschichten von Dir erzählt. Abenteuergeschichten. Du hast sie alle erlebt. Sogar meine Puppe hatte Deinen Namen, erklärte Sarah. Und nun gibt es Dich wirklich. Ich glaubte, Mami hätte sich Dich ausgedacht, Dich nur erfunden. Und nun sitzt Du hier in unserer Küche.

Ich griff nach Sarahs Händen, aber sie hatte sich schon wieder zurückgezogen.

Louisa servierte Kaffee und Gebäck. Wir nahmen die Becher in beide Hände und blickten hinein.

Kurz vor der Geburt, fiel mir wieder ein, hatten Eva keine Kleider mehr gepasst. Deshalb trug sie eine Latzhose, die man an der Taille verstellen konnte.

Es wird ein Mädchen, Kanny. Du weißt, wir dürfen uns nicht mehr sehen. Zeh sagt, es sei zu gefährlich. Du darfst nie mehr herkommen.

Der Abschied war Eva nicht leicht gefallen.

Jetzt trage ich die Verantwortung nicht mehr für mich allein. Das verstehst Du doch sicher, Kanny. Versprich mir, dass Du auch nicht mehr anrufst. Und dass Du nichts hier lässt. Du musst alles mitnehmen. Alles. Ich kann Dir jetzt nicht mehr helfen. Vielleicht können wir uns später einmal wiedersehen. Du solltest gehen, bevor Zeh nach Hause kommt.

Aber dann bist Du doch erst zwölf Jahre alt, Sarah.

Sie blickte überrascht von ihrem Becher auf: Ja, bin ich. Wie kommst Du darauf?

Ich habe es gerade ausgerechnet, antwortete ich. Wir schwiegen lange miteinander. Aber es war kein peinliches Schweigen. Es schien eher unser Weg zu sein, uns näher zu kommen.

Eva würde erst später am Abend zu Hause sein und Zeh hielt sich in einem Raum auf, den Sarah und Louisa „Adlerhorst“ nannten.

Punkt acht Uhr abends kommt er hier, durch diese Küchentür rein, spottete Sarah später. Morgens um acht, mittags um zwei, abends um acht. Du kannst die Uhr danach stellen. Dort oben bei ihm darf niemand ungebeten eintreten. Nichts darf ihn dort oben stören. Kein Telefon, keine Musik. Er hat da nur seine Computer, seine Bücher und sein gesammeltes Zeugs. Und ich sag Dir, niemand geht freiwillig da rauf. Da oben ist es nämlich unangenehm kalt. Er hält immer, zu jeder Jahreszeit, alle Fenster offen. Zwar dreht er im Winter die Heizung auf, aber er erträgt es trotzdem nur, indem er sich dick anzieht. Im Hochsommer ist es bei ihm heißer als in einer Sauna, und er hat sich tatsächlich eine Klimaanlage installieren lassen. Das hilft ihm aber auch nicht weiter, weil er ja immer alle Fenster öffnet. Im letzten Sommer ist ihm zweimal ein Computer abgestürzt. Hitzestau. Alles wegen dieser Frischluftmacke.

Zeh konnte nicht mehr gleichmäßig atmen und musste mir trotzdem einen Vortrag halten. Jedes Wort presste er mühsam heraus. Ich hatte ihn zu meiner Fünfkilometerrunde eingeladen, die ich jeden Morgen lief. Er sprach über Drogen und über die Verantwortung, die Revolutionäre für ihren Körper hätten. Eines Tages erklärte er mir, auch das Lauftraining sei ungesund, da es das Herz zu sehr in Anspruch nehme. Alle großen Marathonläufer seien irgendwann an einem Herzfehler gestorben. Ein langer Vortrag über äthiopische Langstreckenläufer folgte ...

Damals bewunderte ich Zeh nicht nur, sondern war haltlos in ihn verliebt. Trotz Eva, die das niemals von mir erfahren hat.

Als die Küchenuhr acht Uhr anzeigte, blickten wir drei gespannt zur Tür. Wenige Sekunden später trat Zeh ein. Immer noch asketisch. Die gleiche Studentenfrisur, nur etwas länger. Eine randlose Brille. Er trug einen dicken, englischen Flanellanzug. Tatsächlich einen Anzug mit einer Weste, doch ohne Schlips. Er sah mir direkt in die Augen.

Ich war nicht gut vorbereitet, wusste nicht, ob ich aufstehen, ihn umarmen oder abwarten sollte, bis er auf mich zukam.

Kanny, welche Überraschung. Mein Melanin. Damit habe ich ja nun wirklich nicht gerechnet. Wie geht es Dir? Dass ich Dich noch einmal sehen würde! Wie schön.

Das „Wie schön“ klang trocken, ohne Freude, nüchtern. Mein Melanin? Es hörte sich wirklich lächerlich an, ich hatte es vergessen. Nur er sagte zu mir: Mein Melanin. Niemals wäre es mir wieder eingefallen.

Er schüttelte mir wie ein Politiker vor laufenden Kameras die Hand und lächelte: Komm, lass uns in eines der vorderen Zimmer gehen.

Im nächsten Moment wandte er sich an Louisa und bestellte einen frisch gepressten Saft.

Für Dich auch, Kan?

Ich lehnte ab.

So viel Überschwang ist kaum auszuhalten, hörte ich Sarah höhnisch murmeln. Offensichtlich hatte sie eine herzlichere Begrüßung erwartet. Was ich erwartet hatte, wusste ich selbst nicht.

Zeh lächelte auch Sarah an: Unser altes Thema, meine Kleine.

Wir folgten Zeh, der mir die Wohnung zu erklären begann: Wir haben hier etwa vierhundert Quadratmeter über zwei, eigentlich drei Stockwerke. Früher waren dies zwei

Wohnungen und ein Bodenraum. Hier unten halten sich alle gemeinsam am Tag auf. Hier ist also die Küche, daneben noch eine Speisekammer ...

Er stockte, brachte die Räume durcheinander.

... Wäschekammer, nein hier ist die Wäschekammer, oder? Doch, hier. Toiletten, der Wohnbereich von Louisa und hier unsere Wohnzimmer.

Die vorderen Zimmer bestanden aus verschiedenen Wohnräumen, die alle irgendeiner Tätigkeit zugeordnet waren, dem Fernsehen, dem Musikhören, dem Lesen, dem Essen oder dem Gespräch mit Gästen. Ihrer Funktion entsprechend waren die Räume eingerichtet. Jeder war mit dem nächsten durch eine große Schiebetür verbunden.

Im Stock darüber schlafen wir. Die Zimmer von Eva, mir, Sarah und die Gästeräume mit Badezimmern. Dein Zimmer zeigen wir Dir nachher.

Ich war offensichtlich eingeladen, hier zu übernachten.

Ja, und ganz oben, sozusagen unter dem Dach, ist mein Arbeitsraum. Den zeige ich Dir morgen, wenn Du möchtest.

Sarah verzog das Gesicht. Ohne Unterbrechung fuhr Zeh fort: Und woher kommst Du jetzt?

Oder möchtest Du nicht darüber sprechen?

Wir hatten das Zimmer für Gespräche erreicht. Neben weichen Sesseln standen kleine Beistelltische. An den Wänden hingen Gemälde, auf die gedimmtes Licht gerichtet war. Schwere Vorhänge verdeckten die Fenster. Zeh und Sarah schoben Sessel hin und her, konnten sich aber nicht einigen, wie wir sitzen sollten. Ich entdeckte ein Telefon.

Kann ich mal kurz meinen Computer anschließen und sehen, ob ich eine E-Mail bekommen habe?

Da beide nicht widersprachen, sondern immer noch versuchten, sich über die Position der Sessel einig zu werden, ging ich zurück in den großen Flur und suchte mein Gepäck. Als ich es endlich fand, stellte ich fest, dass inzwischen jemand den Seitenreißverschluss meiner Reisetasche geöffnet, meine Brieftasche herausgenommen und wieder hineingeschoben hatte, denn so hatte ich die Brieftasche nicht eingesteckt und den Reißverschluss hatte ich auch ganz zugezogen. Natürlich fehlte kein Geld.

Als ich in das Zimmer zurückgekehrt war, schloss ich etwas irritiert mein Notebook an. Zeh und Sarah saßen friedlich nebeneinander und beobachteten, wie ich meinen Postkasten prüfte. Conny und Ruby hatten mir eine Geburtstags-E-Mail geschickt, ein Foto, Kopf an Kopf, mit eingefügten Sprechblasen. Sarah wollte einen Ausdruck sehen, um sich Conny und Ruby besser vorstellen zu können. Also schloss ich den kleinen Drucker an.

Aus den USA kommst Du also, unterbrach Zeh nach einem Blick auf die E-Mail in Sarahs Hand. Er hatte die Absenderadresse gelesen.

Fontaine – wo liegt das denn?

In Maine, erklärte ich. Ganz im Norden. Fast an der kanadischen Grenze.

Ich setzte mich wieder und sah Zeh an: Ja, dort lebe ich jetzt. Mit meiner Familie.

Die Silversteins, schloss Zeh und nahm sich den Ausdruck der E-Mail.

Conny und Ruby Silverstein ... Und was macht Ihr dort?

Was wir arbeiten, meinst Du? fragte ich. Zeh nickte.

Nun, Ruby geht natürlich in die Schule. Und Conny leitet eine Kette von Baumärkten. Dann sieht er allerdings nicht so aus wie auf dem Foto hier.

Ich nahm Zeh die Mail wieder aus der Hand. Conny hatte sich eine Kochmütze aufgesetzt und drohte Ruby mit einer Schöpfkelle, als wolle er sie damit schlagen. Ruby hielt sich eine Flaschenbürste unter die Nase, als wäre es ein Bart. Mit der anderen Hand zwang sie wahrscheinlich Claus auf das Foto, denn sehr verwackelt war ein Ohr von ihm zu erkennen.

Und Du? fragte Zeh weiter. Was machst Du?

Ich habe mich selbständig gemacht. Ein kleines Geschäft. So etwas wie Hausmeisterdienste. Wir reparieren alles in Haus und Garten. Wir sind eine kleine Gruppe und jeder von uns arbeitet selbständig.

So etwas könnten wir hier auch gebrauchen, unterbrach Sarah. Zeh winkte ab.

Nein, wirklich, sagte Sarah. Ständig ist was kaputt, und nichts wird repariert.

Ich kann mich gern ein wenig nützlich machen, sagte ich. Denn ich bin ja anscheinend eingeladen, bei Euch zu übernachten.

Entschuldige, sagte Zeh. Hatte ich das nicht klar gesagt?

Offensichtlich nicht, belehrte Sarah ihren Vater und wandte sich an mich: Jetzt möchte ich Dir etwas zu trinken anbieten. Zum Beispiel ein Glas Wein. Auch wenn er Wein nicht riechen mag.

Sarah zeigte mit dem Finger auf ihren Vater. Die beiden trugen ihre speziellen Konflikte aus.

Und wenn Mama später kommt, hat sie endlich jemanden, mit dem sie Rotwein trinken kann, meckerte sie, als sie den Raum verließ.

Zeh starrte mich an und schüttelte den Kopf: Mein Melanin ... Ich hatte angenommen, wir würden uns niemals wie-

dersehen. Ich wusste nicht einmal, ob Du noch lebst. Dabei hast Du in Maine gelebt, und ich war schon oft in Deiner Nähe, in Montreal und auch in Quebec, auf Kongressen.

Was waren das für Kongresse? fragte ich.

Kryptologiekongresse. Eine ganz spezielle Sache. Ich kann Dir morgen mehr von meiner Arbeit erzählen, wenn Du magst.

Und Eva? Was macht Eva?

Mir wurde ein wenig kalt. Zeh sah zu mir herüber und über mich hinweg.

Frag sie selbst, antwortete er lächelnd.

Langsam drehte ich mich um. In der Tür stand Eva. Erstarrt. Fast bleich in ihrem schmalen Gesicht. Zart. Die Haare fast so kurz wie Sarah. Sie trug jetzt eine Brille, ein rundes, vergoldetes Gestell. Eine schlichte, goldene Kette um den Hals. Sie hatte den leichten Mantel über einen Arm gelegt. Mit der anderen Hand hielt sie eine schwere Aktentasche. Der Mund war leicht geöffnet – das Gesicht wie vereist.

Dann glitt ihr die Tasche aus der Hand, und der Mantel rutschte hinunter. Sie bewegte sich immer noch nicht. Ich stand auf und ging auf sie zu. Nur ihre Augen folgten mir. Ich warf meine Arme um sie und spürte, wie sich ihre Erstarrung langsam löste. Zuerst hob sie ihre Arme leicht um mich, dann legte sie ihren Kopf an meinen und auch ihr Körper wurde weicher. Wir standen in der Tür, sprachen kein Wort und versperrten Sarah, die vom Flur aus alles mit angesehen hatte, den Weg. Schließlich lösten wir uns voneinander, gingen stumm zu den Sesseln und setzten uns.

So geht eine Begrüßung, sagte Sarah zu ihrem Vater, um die Situation zu überbrücken. Eva war immer noch sprachlos, stand wieder auf und umarmte mich im Sitzen. Irgendwo in der Woh-

nung klingelte das Telefon. Louisa erschien und berichtete, es sei ein wichtiges Gespräch für Eva. Fast ohne den Blick von mir zu wenden, erhob sich Eva und verließ den Raum.

Das geht so, sobald sie nach Hause kommt, sagte Zeh. Kaum ist sie da, beginnt das Telefon zu klingeln. Und wenn sie fort ist, bleibt es fast den ganzen Tag stumm.

Bekommt Ihr beide denn keine Anrufe? fragte ich.

Ich mache alles über den Computer, erwiderte Zeh. Und Sarah kriegt fast keine Anrufe.

Bei uns zu Hause klingelt das Telefon fast ausschließlich für Ruby, erklärte ich.

Sarah ist da anders, erwiderte Zeh, als wäre seine Tochter nicht im Raum. Dabei tätschelte er ihre Hand, die auf ihrer Lehne lag. Sarah zog die Hand weg.

Wenn Du nicht zu Mama übergehst, sagte sie zu mir, wird sie noch den gesamten Abend telefonieren.

Ich erhob mich und suchte Eva. Sie stand im Halbdunkel mit dem Rücken zu mir in einem anderen Wohnzimmer und sprach erregt: Ich habe Ihnen schon mehrfach gesagt, ich möchte sofort erfahren, wenn auch nur ein Wort über mich in einer der Zeitungen geschrieben wird. Ich möchte es sogar wissen, bevor es da steht. Das ist Ihr Job, und dafür werden Sie bezahlt. Also faxen Sie mir diesen verdammten Artikel nach Hause, damit ich ihn morgen früh im Wagen lesen kann. Und sorgen Sie dafür, dass der Wagen um halb acht vor meiner Tür steht.

Sie spürte plötzlich, dass ich hinter ihr stand und beendete das Gespräch.

Ich möchte jetzt nur noch mit Dir reden, sagte sie sanft. Wir gingen Arm in Arm zurück zu Zeh und Sarah, die sich schon wieder stritten.

Mit Gefühlskälte hat das überhaupt nichts zu tun, sondern lediglich damit, dass man in der Lage sein sollte, seine Gefühle zu steuern, belehrte Zeh seine Tochter mit betont ruhiger Stimme. Eva und ich prosteten uns zu. Ein spanischer Rotwein. Sein schwerer Duft erfüllte den Raum.

Aber warum soll man Gefühle steuern? protestierte Sarah. Warum soll man sie nicht zeigen, wenn sie sich äußern wollen? Warum immer alles nur vom Kopf aus? Da macht man sich ja zum Maschinenmenschen.

Zeh sah lächelnd zu uns herüber und wir lächelten wahrscheinlich auf die gleiche Weise zurück.

Weil man sich von seinen Zielen nicht ständig ablenken lassen darf, erwiderte er.

Er hat nämlich eine interessante Theorie, erläuterte Eva mir nun. Und er lebt nach dieser Theorie nun schon seit Jahren. Stimmt's, Zeh?

Das tut er, bestätigte Sarah trotzig.

Es ist zehn Uhr, Sarah. Du musst jetzt ins Bett gehen, sagte Eva zu ihrer Tochter.

Und Zeh, Du willst sicher auch ins Bett gehen, nicht wahr? Also lasst uns allein, damit wir uns noch ein bisschen unterhalten können.

Beide erhoben sich. Sarah entdeckte wieder den Ausdruck der E-Mail von Conny und Ruby und gab ihn ihrer Mutter.

Von meiner Familie, sagte ich zu Eva.

Es ist ein Geburtstagsgruß, erklärte Sarah.

Eva nahm das Blatt, sah sich das Foto eine Zeitlang an und wandte sich dann irritiert an mich: Wieso das denn? Du hast doch an diesem eigenartigen Tag Geburtstag, am 29. Februar.

Ein Moment beklemmender Stille trat ein.

Den 29. Februar gab es in diesem Jahr schon wieder nicht, antwortete ich verlegen. Dann feiern wir immer am 6. Mai. Hat sich irgendwie so ergeben. Weiß auch nicht, warum.

Zeh ging sofort über diesen kurzen Wortwechsel hinweg, indem er sich von der Tür aus verabschiedete. Er schob seine Tochter aus dem Zimmer. Wir schenkten uns Wein nach. Eva betrachtete noch immer das Foto: Einen Mann und eine Tochter hast Du. Sie sieht Euch beiden ähnlich, Eure Ruby. Und was ist er für ein Mann, Dein Conny?

Er hat so etwas wie Betriebswirtschaft studiert. Er ist sehr klug, begann ich lachend. Er arbeitet sehr viel. Aber an den Wochenenden läuft er mit mir meine Runden. Er ist sehr zärtlich. Und ich finde, er sieht toll aus. Bis auf die Haare. Das siehst Du hier auf dem Foto nicht. Ihm fehlen schon ziemlich viele Haare. Er ist sehr humorvoll. Dadurch bringt er viel Leben ins Haus.

Eva sah mich erwartungsvoll an. Ich zögerte einen Augenblick, bis ich fortfuhr: Falls Du fragen wolltest, ob er alles weiß – nein, er weiß nichts. Und er weiß auch nicht, warum ich hier bin.

Und warum bist Du gekommen?

Ich erzählte ihr von dem Fernsehbericht. Später zeigte sie mir mein Zimmer – mit eigenem Bad, eigener Toilette und einem Telefon, ein wahrer Luxus.

Morgen früh, wenn ich aus dem Haus gehe, wirst Du Deinen Schlaf nachholen, Kanny. Ich versuche, am Abend früher nach Hause zu kommen. Wie lange bleibst Du bei uns?

Ich fürchte, ich muss bald weiter, antwortete ich.

Ich schickte Ruby und Conny noch eine kurze Nachricht. Sie sollten wissen, dass es mir gut ging.

Ich lief durch den Wald, immer im gleichen Rhythmus. Von Weitem sah ich die offenen Fenster. Zeh spähte aus seinem Adlerhorst. Plötzlich sprang er ab, sackte im ersten Augenblick etliche Meter tief und ließ sich dann gleiten. Als er mich erblickte, lachte er kurz auf. Ich blieb in meinem Rhythmus. Plötzlich legte er die Flügel an und ging in einen schnellen Sturzflug über, näherte sich mir, sodass ich das Pfeifen um seine Schwingen hörte. Er bog die Flügel fast in die Vertikale, zog den Kopf nach hinten und streckte mir die Fänge entgegen. Wir kollidierten. Er warf mich auf den Boden, riss mir mit scharfen Krallen die Sportkleider vom verschwitzten Körper, während wir uns in die niedrigen Büsche wälzten. Und dort neben dem Waldweg schlief er mit mir. Es war unheimlich und wunderschön.

Schon nach elf Uhr.

Ich hatte tatsächlich mit Zeh geschlafen, in dem Wald, durch den ich immer gelaufen war. Er hatte mich damals abgepasst und nach einer langen Diskussion über irgendein Thema hatten wir uns geküsst und waren schließlich in das tiefe Gras gesunken. Es war nie wieder geschehen. Und Eva hatte ich es immer verschwiegen.

Win, ich habe Dir so viele unwichtige Dinge aus meinem Leben erzählt, von Streitigkeiten mit meinen Geschwistern, von meiner Schulzeit, von meinen Unfällen. Und ich spreche nur eine einzige Sprache.

Ich stellte mich unter die Dusche.

Conny hatte Recht. Er hat ein Recht darauf, von meiner Vergangenheit zu erfahren. Vielleicht bin ich auch deshalb

aufgebrochen, um mich nochmals mit meinem früheren Leben zu beschäftigen und um dann alles endlich mit Conny zu besprechen. Wir werden fortfahren, verreisen. Ein ganzes Wochenende lang werden wir allein sein, damit ich ihm alles erzählen kann. Nein, ein Wochenende wird nicht reichen. Wir werden mehrere Wochenenden nacheinander fort fahren. Und ich werde mir vorher überlegen, wie ich ihm alles verständlich machen kann. Ich werde ganz vorn anfangen, bei meiner Kindheit in Los Angeles. Oder noch früher. In Birmingham, als meine Eltern sich kennenlernten bei den Märschen gegen die Rassentrennung. Von den Hunden, den Schlägen und den Elektroschocks werde ich erzählen. Von der Angst und von den Erfolgen. Von der Liebe meiner Eltern. Und warum niemand dieses Paar akzeptierte, obwohl sie doch das lebende und liebende Beispiel für die Abschaffung der Rassentrennung waren.

Louisa hatte mir in der Küche ein Frühstück vorbereitet. Ein Anruf, sagte sie, genügt und ich hätte es Ihnen aufs Zimmer getragen.

Ich bat sie, sich zu mir an das Fenster zu setzen, doch sie lehnte ab. Sie stammte aus Blumenau in Brasilien. Mehr wollte sie nicht von sich erzählen. Nach dem Frühstück solle ich zu Herrn Conrad hinaufgehen, habe er heute Morgen ausrichten lassen.

Heute Morgen um Punkt acht? fragte ich. Sie lächelte vor sich hin.

Als ich die Tür zum „Adlerhorst“ geöffnet hatte, schlug mir, obwohl es ein warmer Frühlingstag war, kalter Wind entgegen. Ich hätte es wissen und mich wärmer anziehen müssen. Neben der Eingangstür lag der Fahrstuhl. Zeh konn-

te direkt vom Erdgeschoss zu seinem Arbeitszimmer hinauffahren.

Der große Raum war taghell, die hohen Fenster waren geöffnet. Der Raum war voll mit Bücherregalen wie in einer Bibliothek. Auf dem Boden stapelten sich Zeitungen und Zeitschriften. Das leise Sausen der Lüftungen mehrerer Computer war zu hören. Zeh saß hinter einem Schreibtisch aus kostbarem Kirschbaumholz, der so groß war wie ein Konferenztisch, und schaute auf einen großen Monitor. Er trug wieder einen Flanellanzug und hatte sich einen Schal umgelegt. Neben ihm lagen aufgeschlagene Bücher. Hinter ihm an der Wand stand eine große, weiße Tafel, auf die er mit Filzstiften mathematische Formeln geschrieben hatte.

Ah, Kanny, einen Augenblick, bitte. Ich muss nur noch diese Reihe hier zu Ende schreiben.

Ich trat an das Fenster, von dem Zeh an diesem Morgen in die Tiefe gesprungen war, und konnte weit über andere Häuser, über Gärten und alte Bäume sehen.

Bald würden die Kastanien blühen. Grüne Dächer.

Ich sah zurück in den eigenartigen Arbeitsraum. Zeh blickte konzentriert auf den Monitor: Falls Dir kühl ist, dann nimm Dir eine Wolljacke.

Er deutete, ohne den Blick von seinem Monitor zu wenden, in den Raum. Ich folgte seiner Handbewegung und entdeckte eine dicke, lange Schafwolljacke, die an einem Regal hing.

So stimmt es, rief er seinem Monitor zu.

Was machst Du hier oben bloß? begann ich das Gespräch.

Ach, weißt Du, nach dem Studium wusste ich zunächst nicht, was ich mit all dem anfangen sollte, erklärte er. An der

Uni bleiben? Oder die vielen Sprachen nutzen? Mathematik, Philosophie, Linguistik und Sprachen. Wenn man es sich genau überlegt, wofür kann diese Kombination dienen?

Er wartete keine Antwort ab.

Computer, Computersprachen, Computerprogramme. Ich baute solche Programme auf. Und irgendwann interessierte ich mich dann auch für die Programme der anderen, für Sprachen, die ich nicht verstand und die ich entschlüsselte. Das entwickelte sich dann zu meinem Spezialgebiet.

Du bist also ein Hacker, unterbrach ich ihn lachend.

Aber Zeh blieb ernst.

Nicht in dem Sinne, dass ich illegale Geschäfte betreibe, Kanny. Obwohl ich Dir in Deinem Fontaine ohne Probleme innerhalb von zehn Minuten ein Guthaben von mehreren Millionen Dollar verschaffen könnte, ohne dass es jemand bemerkt. Aber ich bin eher so etwas wie der Gegenspieler. Ich bekomme heraus, wie jemand das genau anstellt oder wie Leute Telefonkarten falsch programmieren und wie man es verhindern kann. Oder wie sich eine Bank schützen kann, zum Beispiel gegen gefälschte Kreditkartencodes. Denn hinter all den kriminellen Aktivitäten steht nicht nur eine Technik, ein Computerprogramm. Dahinter steht immer auch ein Denkmodell, ein bestimmtes philosophisches Gebäude. So lächerlich das auch zunächst klingen mag.

Ich sah ihn etwas ratlos, aber auch zustimmend an.

Du mit Deiner Geschichtsphilosophie und Deiner Ethik, Kanny, hattest immer schon, entschuldige bitte, einen etwas engen Blick auf die Philosophie. Ich spreche von Logik. Vor allem natürlich von formaler Logik. Von Informationsgehalten, die durch Elemente dargestellt werden. Nicht nur von einem

Bit und seiner Aussage, die wahr oder falsch ist. Es gibt mehr als Und, Oder und Negation, mehr als Ja und Nein, Plus und Minus, Null und Eins. Da wird es nämlich erst interessant, denn die Logik der Verarbeitung von Information gilt nicht nur für Computer, sondern auch für unser Gehirn. Dort liegt der Zusammenhang zwischen Technik und Philosophie.

All das ging mir zu schnell. Zeh sah es an meinem Gesichtsausdruck. Er ging um seinen edlen Tisch herum zu einem Bücherregal und nahm einen abgegriffenen Holzkasten heraus, der an einen von den alten Plattenspielern erinnerte, deren Lautsprecher sich früher im Deckel befand. Er öffnete den Kasten und zeigte mir eine sehr komplizierte Schreibmaschine.

Das ist eine Enigma. Ein ganz seltenes, sehr wertvolles Exemplar. Ich verstand nichts mehr.

Es ist die Marine-Enigma, Schlüssel M-4. Sie wurde am ersten Februar 1942 aktiviert. Im U-Boot-Funkverkehr in Bletchley-Park führte sie einen totalen Blackout herbei ... Na, egal. Es ist eine Chiffriermaschine mit vier Schlüsselwalzen. Ich will nicht ins Detail gehen. Die Deutschen hatten die Enigma entwickelt, die Polen hatten das Prinzip geknackt und ihr Wissen nach Kriegsbeginn den Engländern und Franzosen weitergegeben. Die Deutschen wussten nicht, dass ihre Gegner während des gesamten Krieges immer wieder in der Lage waren, den chiffrierten Funkverkehr zu entschlüsseln. Denn die Polen hatten diese Enigma irgendwann einfach nachgebaut. Verstehst Du? Den technischen Plan kannst Du nachbauen. Das war damals noch relativ einfach. Aber heute geht es um mehr. Kann man auch einer Theorie folgen, die Elemente einschließt, die uns noch niemals bekannt waren, die fern unseres Vorstellungsvermögens liegen? Neuen und

komplizierten philosophischen Systemen? Und aus all dem eine Sprache oder eine Maschine entwickeln? Bei den Enigmas bestand nur ein Zusammenhang zwischen Technik und Technik. Ich beschäftige mich dagegen mit den Zusammenhängen zwischen Technik und Philosophie.

Auf dem Tisch lag ein bunter Füller. Ich nahm ihn und versuchte, die Kappe abzuziehen. Zeh nahm ihn mir vorsichtig aus der Hand. Sein Blick ähnelte dem eines strengen, aber liebevollen Vaters. Ich war das Kind.

Soviel zu meiner Arbeit, Kanny. Was Du da übrigens gerade in der Hand gehalten hast, ist ein „Taj Mahal“, ein Celluloidfüller von Visconti. Es existieren 388 Exemplare. Die indischen Ornamente sind aus Rotgold.

Teuer? fragte ich.

Sie werden bald teuer, antwortete Zeh. Jetzt liegt der Füller bei viertausend.

Er griff unter seinen großen Tisch und zog eine flache, sehr breite Schublade heraus. In dicken, grünen Filz gebettet lagen vielleicht dreißig verschiedene Füller vor mir. Zeh zeigte auf ein sehr helles Exemplar: Das zum Beispiel ist die Elfenbeinvariante des „Mahal“. Und daneben der „Toledo“ von Parker.

Stolz zeigte er auf andere Füllfederhalter: Der „Commemorative Pen“ von Sheaffer. Dem „Concerto“ von Pelikan wurden die ersten Takte der neunten Sinfonie von Beethoven einziseliert.

Welches ist der teuerste Füller? wollte ich wissen. Vorsichtig griff Zeh in die Schublade und löste ein Exemplar so heraus, als sei es hochexplosiv: Der „Solitaire Royal“ von Montblanc mit 4810 Diamanten, eingebettet in massives Gold. Vor wenigen

Monaten kostete dieser Füllfederhalter noch einhunderttausend. Zurzeit liegt er bei einhundertsechzigtausend.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Zeh schob sorgsam die Schublade zurück und flüsterte, fast nur zu sich selbst: eine kleine Liebhaberei. Manche Exemplare sind Unikate und zurzeit unschätzbar. Manche Auftraggeber zahlen nicht gern mit Geld, fügte er hinzu. Er legte seinen Arm um meine Schulter und ging mit mir an eines der Fenster.

Aber ich wollte Dir eigentlich nicht meine Sammlung zeigen. Ich wollte mit Dir über Deinen Aufenthalt sprechen.

Er blickte weit über die Nachbarhäuser hin.

Ich habe mich heute Morgen noch mit Eva darüber unterhalten. Du solltest zunächst auf keinen Fall das Haus verlassen, Dich also niemandem außer uns zeigen. Nicht meinetwegen. Es ist wegen Eva. Sie steht im Blickpunkt des öffentlichen Interesses. Ich habe heute Morgen schon mit unserem Anwalt gesprochen. Sein Büro wird alle Rechtsfragen prüfen und sehr genau analysieren, was übrig bleibt von den Anschuldigungen gegen Dich und welche Bedeutung das heute noch für Dich haben könnte. Und für uns, natürlich.

Zeh hatte mich nicht angesehen, obwohl wir dicht nebeneinander standen.

Was macht Eva eigentlich bei der Gewerkschaft? fragte ich.

Nun sah er mich an. Aber er betrachtete mich grübelnd, als hätte ich gefragt: Wer ist Eva eigentlich? Dann lächelte er. Ich stammte ja aus einer anderen Welt.

Eva ist Gewerkschaftssekretärin. Sie ist die Chefin einer ganzen Gewerkschaft, Kanny. Das ist so etwas wie Chefredakteurin einer großen Zeitung oder Vorsitzende einer großen Partei. Sehr viele in Deutschland kennen Eva Rubin, zumin-

dest den Namen. Verstehst Du? Wenn irgendjemand herausbekommt, dass Du zurzeit hier lebst, also bei Eva untergetaucht bist, dann wird es mit Sicherheit einen großen Skandal geben. Und Eva wird ihren Job verlieren.

Ich war das Kind. Das Gespräch war beendet. Ich konnte gehen. Es war kurz vor zwei. Er musste jetzt gleich in der Küchentür erscheinen.

Glaubte Zeh wirklich, er könnte mich in dieser Wohnung einsperren? Nein, hier hatte ich nichts zu suchen.

Ich ging in mein Zimmer und packte meine Sachen zusammen. Eine Nachricht von Conny und Ruby: Wir lieben Dich! Dazu ein eingescannter Pfotenabdruck von Claus.

Gewerkschaft. Wir waren gemeinsam in die Gewerkschaft eingetreten, alle am gleichen Tag, nachdem wir am Vorabend ein langes Gespräch geführt hatten.

Die reformistische Politik muss konkret angeprangert werden. Die politische Lage, der Lohn, die Arbeitszeit, Lebensumstände, Steuern, Arbeitslosigkeit. Der Verrat der Gewerkschaftsführer muss mit den Fragen der internationalen Politik verknüpft werden. Die Gewerkschaften müssen von uns zu Kampforganisationen entwickelt werden – zu einer Schule des Klassenkampfes.

Seitdem war Eva Mitglied der Gewerkschaft. Jetzt sitzt sie an Verhandlungstischen, in Aufsichtsratssitzungen, nimmt an Talkshows teil und hält Reden.

Ich konnte mir das alles sehr gut vorstellen.

Kaffee. Ich wollte noch Kaffee trinken, bevor ich hier aufbrach. Louisa war nirgendwo zu finden, die Küche leer. Ich öffnete die Schränke. Wie konnte man sich hier selbst einen

Kaffee machen? Wahrscheinlich war nur Louisa dazu in der Lage.

Möchtest Du Kaffee?

Ich zuckte zusammen und fuhr im gleichen Moment herum. Sarah stand hinter mir. Sie trug wieder ihren bunt beklecksten Kittel, in dem sie mich am Vortag an der Tür begrüßt hatte.

Wo kommst Du, um Gottes Willen, so plötzlich her? stotterte ich erschrocken.

Ich kann es Dir zeigen. Aber Du musst es für Dich behalten. Nur Louisa weiß davon. Sonst niemand.

Sie drückte gegen die gekachelte Wand neben sich und öffnete einen Durchgang von der Größe einer schmalen, niedrigen Tür. Die Kacheln waren so geschickt auf die Tür geklebt worden, dass man, wenn die Tür geschlossen war, die Öffnung nicht erkennen konnte. Ich trat in einen kleinen Raum. Ein altes Fenster ging auf den Innenhof eines Nachbarhauses. Die Wände waren mit bräunlichen Zeitungen tapeziert, alten Nazizeitungen, wie Sarah sagte. Eine Glühbirne hing an einem stoffummantelten Kabel von der sehr hohen Decke herab. Auf einer Staffelei stand ein großformatiges Gemälde. Tuben mit Ölfarben, Dosen und Flaschen mit anderen Farben, Pinsel und verschiedene Messer lagen auf einem Stuhl. Andere Bilder standen auf dem dunklen Holzfußboden an den Wänden. Es roch nach Farben, Terpentin und Nikotin.

– Ende der Leseprobe –